

Betty J. Eadie

Licht am Ende des Lebens

Bericht einer
außergewöhnlichen
Nahtoderfahrung

Weltbild

Licht am Ende des Lebens

Über die Autorin:

Betty J. Eadie, geboren 1942, hatte im Alter von 31 Jahren ein Nahtoderlebnis, das ihr Leben schlagartig veränderte. Diese Erfahrung verarbeitete sie in ihrem 1992 erschienenen Buch *Embraced by the Light*, das einer der ersten Nahtodberichte war und zu einem weltweiten Erfolg wurde.

Eadie ist mehrfache Mutter und Großmutter und wird noch immer viel für Vorträge zum Thema Nahtod- und Grenzerfahrungen angefragt. Sie ist erfolgreich als selbständige Beraterin tätig und arbeitet ehrenamtlich in einem bedeutenden Krebsforschungszentrum.

www.embracedbythelight.com

Betty J. Eadie

Licht am Ende des Lebens

Bericht einer außergewöhnlichen
Nahtoderfahrung

Mit einem Vorwort von
Dr. Melvin Morse

Aus dem Amerikanischen
von Marie-Therese Hartogs
und Ursula Rahn-Huber

Weltbild



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München, für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:

Copyright © 1992 Betty J. Eadie

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Embraced by the Light«

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1992

bei Gold Leaf Press, Placerville, USA.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2016 Knauer Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: iStockphoto/Jasmina007

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5122-8

2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

*Mein Dank geht an Curtis Taylor,
Autor und Redakteur bei Gold Leaf Press.*

*Ohne seine außergewöhnliche Begabung und
unglaubliche Sensibilität für den Geist
hätte dieses Werk in seiner vorliegenden Form
nicht entstehen können.*

Betty J. Eadie

Dieses Buch ist gewidmet:

*Dem Licht, meinem Herrn und Erlöser Jesus Christus,
dem ich alles verdanke, was ich habe. Er ist der »Stab«,
an den ich mich lehne. Ohne ihn würde ich fallen.*

*Meinem wundervollen Mann Joe, der mir als sterblicher
»Felsen« Kraft und Mut gab.*

*Meinen acht Kindern: Donna Marie, Cheryl Ann, Glenn
Allen, Cynthia Carol, Joseph Lee, Stewart Jeffry, Thomas
Britton und Betty Jean, die das »Salz« sind, das meinem
Leben Würze verleiht.*

*Und last but not least meinen acht Enkelkindern: Kurt
Andrew, Jessica Elizabeth, Zachary Britton, Natalie
Kathleen, Stephanie Leigh, Andrea Meggan, Jennifer
Leanne und Keona Marie, die wie Sterne an meinem
Himmel funkeln.*

Inhalt

Vorwort	II
Die erste Nacht	20
Die Nacht schreitet voran.	33
Der zweite Tag	41
Mein Tod	49
Der Tunnel.	58
In den Armen des Lichts	60
Die Gesetze	75
Heilen – und sterben	84
Die Webstühle und die Bibliothek	95
Der Garten.	101
Das Empfangskomitee	105
Viele Welten.	109
Die Wahl eines Körpers	112
Der Betrunkene	122
Das Gebet	127
Der Rat	132
Der Abschied	144
Meine Rückkehr.	146
Meine Genesung	155
Mein ganz persönlicher Engel.	159

Vorwort

Bei der Lektüre von *Licht am Ende des Lebens* habe ich mehr über Nah-Todeserfahrungen gelernt als durch jede andere Erfahrung in meinem Leben, und das, obwohl ich mich zehn Jahre lang eingehend mit Nah-Todeserfahrungen befasst und Befragungen von Kindern und Erwachsenen durchgeführt habe, die den klinischen Tod überlebten. *Licht am Ende des Lebens* erzählt uns nicht nur, wie Betty Eadie während einer Operation gestorben und später wieder ins Leben zurückgekehrt ist, sondern eröffnet uns den Weg zu einem tieferen Verständnis unseres Daseins. Dabei fällt mir ein kleiner Junge ein, der seinen Eltern nach überlebtem Herzstillstand Folgendes mitzuteilen hatte: »Ich muss euch ein wunderbares Geheimnis erzählen – ich bin über eine Treppe in den Himmel gestiegen.« Das Kind war zu klein, um sein Erlebnis genauer zu beschreiben. In Betty Eadies Buch geht es um ebendieses wunderbare Geheimnis. Es handelt sich hier nicht um ein Geheimnis vom Leben nach dem Tod, sondern um ein Geheimnis vom Leben.

Eine Nah-Todeserfahrung ist in der Tat die Erfahrung des Sterbens selbst. Jeder von uns, reich oder arm, Mörder oder Heiliger, wird einmal diese Erfahrung machen. Früher glaubte ich, dass wir nach unse-

rem Tod in die Finsternis eingehen und unser Leben beenden. Als Arzt auf der Intensivstation hatte ich viele Kinder und Erwachsene sterben sehen, und es gab keinen Anlass, diesen Glauben in Frage zu stellen. Erst nachdem ich mir die Zeit nahm, Menschen, die ihren klinischen Tod überlebt hatten, nach ihren Erfahrungen zu fragen, lernte ich, dass der Vorgang des Sterbens oftmals von Freude und Spiritualität begleitet ist. Nicht Finsternis erwartet uns am Ende unseres Lebens, sondern ein Licht der Liebe – ein Licht, wie es eines der befragten Kinder formulierte, in dem »eine Menge Gutes steckt«.

Nah-Todeserfahrungen werden nicht durch eine Sauerstoffunterversorgung des Gehirns, durch Drogen oder durch psychische Belastung ausgelöst, wie sie in Verbindung mit der Angst vor dem Sterben entsteht. In annähernd zwanzigjähriger wissenschaftlicher Forschungsarbeit wurde dokumentiert, dass es sich bei diesen Erfahrungen um einen natürlichen und normalen Vorgang handelt. Wir konnten sogar ein Gebiet im Gehirn lokalisieren, das uns die Fähigkeit zu solchen Erfahrungen verleiht. Nah-Todeserfahrungen sind also absolut real und keine Halluzinationen unseres Geistes. Sie sind ebenso real wie jede andere menschliche Fähigkeit; sie sind so real wie die Mathematik, so real wie unsere Sprache.

Nur acht Jahre sind vergangen, seit meine Forschungsgruppe an der Universität von Washington und der Kin-

derklinik von Seattle diese Informationen in den Fachblättern für Pädiatrie der American Medical Association veröffentlichte. Wenn diese Forschungsarbeiten auch an anderen Instituten an verschiedenen Orten der Welt, darunter an der Universität von Florida, an der Bostoner Kinderklinik und an der Universität von Utrecht in den Niederlanden, wiederholt wurden, sind die Ergebnisse dennoch längst nicht zum Allgemeingut geworden. Leider hat unsere Gesellschaft die in den vergangenen zwei Jahrzehnten erzielten wissenschaftlichen Fortschritte hinsichtlich des Sterbevorganges noch nicht akzeptiert. Wir müssen dringend umlernen und begreifen, dass wir nicht nur biologische Maschinen, sondern auch spirituelle Geschöpfe sind. Allzu viele unserer gesellschaftlichen Probleme – so die Krise im Gesundheitswesen, das Sterben in Würde, die weitverbreitete Habgier, die unsere Wirtschaft ruiniert, die nationale Schande der Obdachlosigkeit von Frauen und Kindern – resultieren aus dem mangelnden Verständnis, dass wir spirituelle Wesen sind und einander brauchen.

Licht am Ende des Lebens zeigt uns, dass unser eigenes individuelles Leben wichtig ist und einen Sinn hat. Menschen, die am Ende ihres Lebens in das göttliche Licht eingegangen sind, kehrten stets mit einer einfachen und wunderschönen Botschaft zurück: »Liebe ist unser höchstes Gut ... Es muss Liebe herrschen ... Mit unseren Gedanken schaffen wir uns unsere eigene

Umgebung ... Wir wurden hierhergeschickt, um unser Leben ganz zu leben, um es voll auszuleben, um uns an dem zu erfreuen, was wir selbst geschaffen haben, um mit Fehlschlägen und Erfolgen umgehen zu lernen, um unseren freien Willen zur Ausweitung und positiven Entfaltung unseres Lebens einzusetzen.« Betty Eadie kehrt von ihrem klinischen Tod nicht mit großartigen Forderungen oder Ansprüchen zurück. Sie will keine neue Kirche gründen und bietet auch keine Allheilmittel für irgendwelche Krankheiten. Ihre Botschaft ist ganz schlicht. Es ist die Botschaft der Liebe. In der Nah-Todeserfahrung liegt eine Botschaft, um deren Wahrheit ein jeder von uns weiß, doch die viele von uns vergessen haben: Wir sollen einander lieben. Wir sollen gut und tolerant und großzügig zueinander sein.

In ihrem Buch liefert uns Betty Eadie eine Beschreibung ihrer Nah-Todeserfahrung. Auf unprä-tentöse, für uns alle verständliche Weise erzählt sie uns ihre wunderbare Geschichte. Ich selbst hatte in meinem Leben keine Nah-Todeserfahrung, ja noch nicht einmal ein bewusstes spirituelles Erlebnis, und ich stand dem, was mir manche meiner Patienten berichteten, etwas skeptisch gegenüber. Für den Skeptiker wohl am allerschwierigsten nachzuvollziehen ist, wie man sich außerhalb seines physischen Körpers fühlen mag oder wie der Tod eine angenehme Erfahrung sein kann. Betty Eadies Buch beleuchtet die

einzelnen Phasen der Erfahrung mit derart treffenden Worten, dass diese Kluft geschlossen wird. Sie macht das Unwissbare verständlich.

Zu Beginn des Sterbevorganges fühlte sie, wie ihr Körper zunehmend schwächer wurde. »Dann fühlte ich ein Aufwallen von Energie, so als ob etwas in mir platzte, etwas in mir freigesetzt würde. Mein erster Eindruck war der, frei zu sein. Diese Erfahrung barg nichts Unnatürliches.« Dann begegnete sie Geistführern, die ihr halfen, wichtige Dinge über ihr Leben und die Beziehung zu ihrer Familie zu verstehen. Sie standen ihr bei ihrem Übergang in den Tod zur Seite. Sie trat in eine Dunkelheit ein und bewegte sich durch einen dunklen Tunnel. »Ich dachte, dies muss das Tal der Todesschatten sein«, so schreibt sie. »Nie in meinem Leben habe ich eine größere Ruhe empfunden.« Betty Eadies Erfahrung beantwortet all die Fragen, die mir während meiner jahrelangen Arbeit mit Nah-Todeserfahrungen gestellt wurden – Fragen, die ich selbst nie habe beantworten können. Sie beschreibt ihre Lebensrückschau im Jenseits und wie sie nicht von anderen, sondern eher von sich selbst beurteilt wurde. Sie erklärt die Bedeutung und Ursachen mancher negativer Nah-Todeserfahrungen und zeigt auf, warum manche Menschen nach ihrem Erlebnis zutiefst beunruhigt sind. Sie führt uns vor Augen, warum das Leben oft schwierig ist und warum guten Menschen oft das größte Leid widerfährt. Sie zeigt auf,

warum Menschen, die gestorben sind, oftmals zögern, in ihren Körper zurückzukehren. »Das lästige Gewicht des Körpers und die Kälte waren unerträglich«, so schreibt sie. »Nach dem Glücksgefühl der spirituellen Freiheit war ich erneut eine Gefangene des Fleisches geworden.«

Die Autorin hatte nicht erst als Erwachsene eine Nah-Todeserfahrung; sie war bereits während ihrer Kindheit durch ein frühes Nah-Toderlebnis auf dieses Ereignis vorbereitet worden. Kinder haben oft einfache und reine Nah-Todeserfahrungen, die nicht von religiösen oder kulturellen Erwartungshaltungen beeinträchtigt sind. Anders als viele Erwachsene unterdrücken sie ihre Erfahrung nicht, und es bereitet ihnen keine Probleme, die spirituellen Folgen der Vergegenwärtigung Gottes anzunehmen. Nie werde ich das fünfjährige Mädchen vergessen, das mir mit schüchterner Stimme Folgendes berichtete: »Ich sprach mit Jesus, und er war nett. Er hat mir gesagt, dass ich noch nicht dran sei mit dem Sterben.« Kinder erinnern sich an ihre Nah-Todeserfahrungen wesentlich häufiger als Erwachsene, und infolge ihres Erlebnisses scheint es ihnen leichter zu fallen, in ihrem späteren Erwachsenenleben ihre eigene Spiritualität anzunehmen und zu verstehen. Wenn sie dann als Erwachsene eine weitere Nah-Todeserfahrung machen, ist diese in der Regel außergewöhnlich überwältigend und allumfassend.

Betty Eadie erinnert uns, dass die Bedeutung von Nah-Todeserfahrungen in der darin enthaltenen Botschaft über das Leben zu suchen sei. Erst in den letzten paar Jahrhunderten haben wir beschlossen, dass der Mensch keinen göttlichen Geist in sich trägt, also keine Seele hat – und dass es folglich kein Leben nach dem Tode gibt. Hieraus haben wir direkt eine unnatürliche Angst vor dem Sterben abgeleitet, die unser Dasein durchdringt und uns daran hindert, unser Leben voll auszukosten. Die Autorin zeigt uns, dass das Wissen um die Spiritualität des Sterbens nicht dazu führt, dass wir sterben möchten, sondern vielmehr in uns den Wunsch weckt, das Leben ganzheitlicher als bisher zu leben. »Ich wusste nun, dass es wirklich einen Gott gibt«, so schreibt sie. »Ich glaubte nicht mehr nur an eine universale Macht ... Ich sah ein Wesen voll Liebe, das das Universum schuf.«

Ein kleines Mädchen erzählte mir, dass sie bei ihrem Tod erfuhr, »dass ich ein weiteres Leben habe«. Sie habe zwar in der Sonntagsschule gelernt, so meinte sie, dass es einen Himmel gäbe, doch sie hatte nicht wirklich daran geglaubt. Seit der Erfahrung des Todes und der Rückkehr ins Leben »habe ich keine Angst mehr vor dem Sterben, denn ich weiß irgendwie ein bisschen besser darüber Bescheid«. Sie wünschte sich nicht, noch mal zu sterben, sondern hatte gelernt, »dass das Leben zum Leben da ist und das Licht für später«. Auf die Frage, ob sie sich durch ihre Erfah-

rung verändert habe, antwortete sie nach längerem Nachdenken: »Es ist so schön, wenn man lieb ist.«

Licht am Ende des Lebens beinhaltet die gleiche Lehre: »Wenn wir liebevoll sind, empfinden wir Freude.« Betty fragte Jesus: »Warum habe ich das nicht schon früher gewusst?« Und Jesus antwortete: »Bevor du Freude empfinden kannst, musst du durch den Kummer gehen.« Diese simple Aussage hat mein Verständnis vom Leben revolutioniert. Ich wusste diesen Satz schon von »früher«; ja, ich hatte ihn mein ganzes Leben lang gehört. Nach der Lektüre von Betty Eadies Buch verstand ich, dass er mein Leben verändert hat, dass ich mich wieder mit einfachen Wahrheiten verbinden muss, die ich von jeher gewusst, aber stets ignoriert habe.

Betty Eadie ist Indianerin und hat ihre Schulzeit im Internat verbracht. Über dem Schultor hing ein großes Schild mit der Aufschrift »Ohne Vision geht die Menschheit zugrunde«. In unserer Gesellschaft ist das Verständnis für unseren eigenen Glauben und unsere spirituellen Visionen verlorengegangen. So haben wir das Sterben verkommen lassen zu einem unerträglichen Vorgang, bei dem Patienten in Krankenhäuser abgeschoben werden, in eine kalte Umgebung unpersönlicher Maschinen, die die liebevolle Umsorgung durch Verwandte und Freunde ersetzen soll. Wir haben vergessen, wie man stirbt, denn das Sterben gehört nicht mehr zu unserem gewöhnlichen Leben. Gleich-

zeitig haben wir vergessen, wie man lebt. Nach Ansicht des bedeutenden Mythologen Joseph Campbell sind viele der Probleme unserer modernen Gesellschaft, von der Drogensucht bis hin zur Gewalt in unseren Innenstädten, direkt auf unseren kollektiven Mangel an spiritueller Perspektive zurückzuführen. Wir haben vergessen, dass das gewöhnliche Leben eines jeden Einzelnen von uns spirituell bedeutsam ist.

Licht am Ende des Lebens birgt ein großes Geheimnis. Es ist ein Geheimnis, das Sie bereits kennen. Es ist etwas, das uns die großen Propheten und spirituellen Führer seit Tausenden von Jahren mitzuteilen versuchen. Betty Eadie erfuhr es, als sie beinahe starb. Es besitzt die Macht, Ihr Leben zu ändern.

Dr. Melvin Morse

Die erste Nacht

Irgendetwas stimmte nicht. Mein Mann Joe hatte mein Krankenhauszimmer erst vor wenigen Minuten verlassen, und schon erfasste mich eine düstere Vorahnung. Ich würde die Nacht über alleine sein, allein am Vorabend einer der beängstigendsten Herausforderungen meines Lebens. Gedanken an den Tod befielen mich. Gedanken wie diese hatte ich seit Jahren nicht gehabt. Warum drängten sie sich heute derart in den Vordergrund?

Wir schrieben den 18. November 1973. Ich war in die Klinik aufgenommen worden, um mir einen Teil der Gebärmutter herausnehmen zu lassen. Ich war einunddreißig, hatte sieben Kinder zur Welt gebracht und war ansonsten bei guter Gesundheit; so hatte ich mich auf Anraten meines Arztes zu dieser Operation entschlossen. Sowohl mein Mann als auch ich selbst hatten die Operation als etwas Sinnvolles und Notwendiges akzeptiert. Auch an jenem Abend stand ich hinter meinem Entschluss; es war etwas anderes, das mich beunruhigte – ich konnte nicht sagen, was.

In all den Jahren unserer Ehe hatten Joe und ich nur wenige Nächte getrennt voneinander verbracht, und ich versuchte mich mit Gedanken an meine Familie und unsere außerordentlich enge Verbundenheit

miteinander abzulenken. Trotz des Trubels, den unsere sechs Kinder (eines war im Babyalter an plötzlichem Kindstod gestorben) zu Hause verbreiteten, gingen wir ungerne allein aus. Selbst an unseren »freien Abenden« blieben wir daheim und überließen den Kindern die Gestaltung des Programms. Manchmal sorgten sie sogar für ein Abendessen. Nicht einmal Kerzenlicht, ein knisterndes Kaminfeuer und die passende Musik durften fehlen – vielleicht nicht die Art von Musik, die wir selbst ausgewählt hätten, doch irgendwie stimmte das Ganze für uns. Einmal überraschten sie uns beispielsweise mit einem chinesischen Essen. Es wurde auf dem Couchtisch serviert, und wir mussten auf eigens herbeigeschafften Kissen auf dem Boden Platz nehmen. Sie dimmten das Licht, gaben uns noch einen Gutenachtkuss und verschwanden dann kichernd nach oben. Joe und ich schienen ein Zipfelchen vom Himmel auf Erden gefunden zu haben. Ich dachte, welches Glück ich hatte, einen so liebevollen und einfühlsamen Partner wie Joe gefunden zu haben. Er hatte sich freigenommen, um vor meinem Krankenhausaufenthalt möglichst viel bei mir sein zu können, und wollte auch im Anschluss an meine Entlassung eine Woche daheim bleiben. Gemeinsam mit unseren beiden ältesten Töchtern, die damals gerade fünfzehn und vierzehn Jahre alt waren, schmiedete er bereits Pläne für ein ganz besonders tolles Essen am Erntedanktag.

Die Gefühle der Vorahnung wurden zunehmend bedrückender. Vielleicht lag es an der Dunkelheit des Zimmers, dieser schrecklichen Dunkelheit, die ich als Kind hatte fürchten gelernt. Oder vielleicht rührte dieses Gefühl der Bedrohung von einer Erfahrung her, die ich vor vielen Jahren in einem Krankenhaus gemacht hatte und die ich mir noch immer nicht so ganz erklären konnte.

Meine Eltern hatten sich getrennt, als ich vier Jahre alt war. Mein Vater sagte immer, zur damaligen Zeit eine Indianerfrau geheiratet zu haben sei wohl das Schlimmste gewesen, was ein weißer Mann habe tun können. Er war blond und von schottisch-irischer Abstammung, und sie war eine Vollblutindianerin vom Stamme der Sioux. Als siebtes von zehn Kindern hatte ich kaum eine Chance, Vater oder Mutter richtig kennenzulernen, bevor sich diese trennten. Meine Mutter kehrte ins Reservat zurück, und mein Vater zog zu seinen Eltern in die Stadt. Damals wurden sechs von uns Kindern in ein katholisches Internat geschickt.

In jenem ersten Winter im Internat bekam ich einen schrecklichen Husten und litt ständig unter Schüttelfrost. Vierzig Mädchen teilten sich einen Schlafsaal, und ich erinnere mich noch daran, wie ich eines Nachts aus meinem Bett kroch und bei meiner Schwester Joyce unter die Decke schlüpfte. So lagen wir nebeneinander und weinten – ich im Fieber und sie aus Angst um mich. Eine der Schwestern entdeckte mich

bei ihrem nächtlichen Rundgang und schickte mich in mein eigenes schweißnasses und eiskaltes Bett zurück. Joyce versuchte, der Schwester zu erklären, wie krank ich sei, doch man schenkte ihr keinen Glauben. In der dritten Nacht schließlich wurde ich in ein Krankenhaus eingeliefert.

Der Doktor stellte Keuchhusten und eine schwere Lungenentzündung fest, und er wies die Schwester an, sich mit meinen Eltern in Verbindung zu setzen. Ich erinnere mich daran, wie er ihr sagte, ich würde die Nacht aller Voraussicht nach nicht überleben. Ich lag auf meinem Bett, glühend vor Fieber, und fiel immer wieder in einen unruhigen Schlaf. Einmal fühlte ich, wie Hände meine Stirn berührten, und als ich die Augen aufschlug, sah ich die Schwester, die sich über mich beugte. Sie fuhr mit ihren Fingern durch mein Haar und sagte: »Sie ist doch noch so klein.« Nie werde ich vergessen, wie liebevoll ich ihre Worte empfand. Ich kuschelte mich in meine Decke und fühlte mich warm und wohlig. Ihre Worte gaben mir Frieden, und so schloss ich die Augen und schlief wieder ein.

Als ich das nächste Mal erwachte, hörte ich, wie der Arzt sagte: »Es ist zu spät. Wir haben sie verloren«, und ich fühlte, wie die Bettdecke über meinen Kopf gezogen wurde. Ich war verwirrt. Warum war es zu spät? Ich drehte meinen Kopf und sah mich im Zimmer um. Das erschien mir nicht ungewöhnlich, obwohl doch die Bettdecke über meinem Gesicht lag.

Ich sah den Arzt und die Krankenschwester neben meinem Bett stehen. Ich sah mir den Raum an, und er erschien mir heller als zuvor. Das Bett erschien mir riesig, und ich erinnere mich, wie ich dachte: »Ich bin ein kleiner brauner Käfer mitten in einem großen weißen Bett.« Dann verließ der Arzt das Zimmer, und ich spürte eine andere Gegenwärtigkeit im Raum. Plötzlich lag ich nicht mehr auf dem Bett, sondern in jemandes Armen. Ich blickte auf und sah einen Mann mit einem wunderschönen weißen Bart, der mich anschaute. Ich war fasziniert von seinem Bart. Ein leuchtendes Licht schien darin zu funkeln, ein Licht, das aus dem Inneren des Bartes kam. Ich kicherte, fuhr mit den Händen durch den Bart und zwirbelte die Haare um meine Finger. Ich war absolut ruhig und glücklich bei ihm. Er wiegte mich sanft in seinen Armen, und wenn ich auch nicht wusste, wer er war, wollte ich ihn doch nie wieder verlassen.

»Sie atmet wieder!«, rief die Schwester, und der Arzt stürzte zurück ins Zimmer. Doch es war ein anderes Zimmer. Ich war in einen kleineren Raum verlegt worden, in dem es sehr dunkel war. Der Mann mit dem weißen Bart war verschwunden. Ich war schweißgebadet vor Fieber, und ich hatte Angst. Der Arzt schaltete das Licht an, und man schob mein Bett wieder in den ersten Raum zurück.

Als meine Eltern eintrafen, sagte man ihnen, ich wäre um ein Haar verloren gewesen. Ich hörte die Worte,

doch ich verstand immer noch nicht. Wie hatte ich verloren gewesen sein können, wo ich doch die ganze Zeit über da gewesen war. Doch es war gut, wieder bei meinen Eltern zu sein, bei Menschen, die mich wirklich kannten und liebten – so wie der Mann mit dem weißen Bart. Ich fragte sie, wer der Mann war und wohin er gegangen sei, doch sie wussten nicht, wovon ich sprach. Ich erzählte ihnen davon, wie der Arzt gesagt hatte, es sei zu spät, wie der Mann mit dem weißen leuchtenden Bart gekommen war und mich in seinen Armen gehalten hatte, doch sie wussten nichts darauf zu sagen. Es sollte ihnen für immer unerklärlich bleiben. Die Erfahrung blieb mir ganz allein vorbehalten, und sie war wie eine Oase der Liebe, die ich während meiner ganzen Kindheit wie ein Kleinod hütete. Die Erinnerung daran blieb stets erhalten, und jedes Mal, wenn ich daran denke, überkommt mich wieder dieses Gefühl der Ruhe und des Glücks, das ich damals in seinen Armen empfunden hatte.

Wie ich jetzt so in meinem Krankenbett lag und Dunkelheit in das Zimmer kroch, versuchte ich, mir ebendiese Erinnerung wieder zu vergegenwärtigen. Seit jenen Tagen, die ich getrennt von meinen Eltern zugebracht hatte, fürchtete ich mich vor der Dunkelheit. Jetzt, da ich wieder allein im Dunkeln lag, überkam mich ein sonderbares Gefühl. Der Tod schien überall rings um mich herumzuwirbeln. Meine Gedanken füllten sich damit, verstrickten sich darin. Tod.

Der Tod und Gott. Beide schienen auf ewig miteinander verbunden zu sein. Was erwartete mich auf der anderen Seite? Wenn ich morgen sterben würde, was käme dann wohl auf mich zu? Ewiger Tod? Ewigkeit und ein rachsüchtiger Gott? Ich war mir nicht sicher. Und wie würde Gott wohl sein? Ich hoffte nur, dass er *nicht* so sei, wie man ihn uns damals im Internat beschrieben hatte.

Ich erinnere mich noch genau an jene erste Schule mit ihren riesigen Backsteinmauern und ihren dunklen, kalten Räumen. Ein Maschendrahtzaun trennte die Schläfsäle der Jungen von denjenigen der Mädchen, und ein weiterer Zaun verlief rings um das Schulgelände. Wir waren von der Welt und voneinander getrennt. Ich erinnere mich noch an den ersten Morgen, an dem meine Brüder in eines der Gebäude und meine Schwestern und ich in ein anderes geführt wurden. Nie vergesse ich die Furcht in ihren Augen, als sie uns einen letzten Blick zuwarfen. Ich dachte, mein Herz würde brechen.

Meine beiden Schwestern und ich wurden in einen kleinen Raum gebracht, wo die Nonnen uns mit irgendeinem chemischen Mittel entlausten und uns die Haare schnitten. Sie gaben uns je zwei Kleider – die eine Farbe wurde in einer Woche, die andere in der nächsten getragen. Diese Uniform diente unter anderem zur Erleichterung des Auffindens entlaufener Zöglinge. Meine älteste Schwester Thelma, von uns

Sis genannt, wurde von uns getrennt und in einen anderen Raum für ältere Mädchen einquartiert. In jener ersten Nacht stellten Joyce und ich uns gemeinsam mit den anderen Mädchen der Reihe nach auf und marschierten in den Schlafsaal. Hier mussten wir neben unseren Betten stehen, bis die Schwester auf ihrer Trillerpfeife piffte. Dann gingen wir sofort ins Bett, das Licht wurde gelöscht und der Saal von außen abgeschlossen. Ich hatte schreckliche Angst, in diesen großen, dunklen Raum eingeschlossen zu sein. Steif vor Furcht lag ich in meinem Bett, bis mich endlich der erlösende Schlaf überkam.

Sonntags gingen alle Kinder zum Gottesdienst, und der Kirchgang bot meinen Schwestern und mir Gelegenheit, unsere Brüder zu sehen, die auf der anderen Seite der Kapelle saßen. Als ich mich an jenem ersten Sonntag zwischen den neben mir sitzenden Mädchen hindurchdrängte, um einen Blick auf meine Brüder zu erhaschen, fühlte ich einen Schlag auf den Kopf. Ich drehte mich um und sah einen langen Stab, an dessen Ende eine Gummikugel befestigt war. Die Schwestern verwendeten dieses Instrument, um in der Kirche für gutes Benehmen zu sorgen, und dies sollte nur das erste der vielen Male sein, dass ich es zu spüren bekam. Ich verstand nie so recht, was das Läuten der Kirchenglocken bedeutete oder wann ich niederknien sollte, und so wurde ich oft mit dem Stab gezüchtigt. Dennoch hatte ich sonntags die Gelegenheit, meine Brü-

der zu sehen, und dies war jeden Schlag mit der Kugel wert.

Wir wurden hier über Gott unterrichtet, und ich lernte so manches, woran ich vorher nie gedacht hatte. Man sagte uns, wir – die Indianer – seien Heiden und Sünder, und ich glaubte es natürlich. Die Nonnen waren angeblich etwas Besonderes im Angesichte Gottes, und wir lernten, dass sie da waren, um uns zu helfen. Meine Schwester wurde oft mit einem kurzen Schlauchstück geschlagen und anschließend gezwungen, der Nonne für die empfangenen Schläge zu danken. Tat sie es nicht, wurde sie nochmals geschlagen. Dies waren die auserwählten Dienerinnen Gottes, so glaubte ich, und ich begann, Gott um ihretwillen schrecklich zu fürchten. Alles, was ich über ihn lernte, war dazu angetan, diese Furcht zu verstärken. Er erschien mir zornig, ungeduldig und sehr mächtig, und so würde er mich aller Wahrscheinlichkeit nach vernichten oder beim Jüngsten Gericht auf direktem Wege zur Hölle jagen – vielleicht gar schon früher, wenn ich mir seinen Zorn zuzog. Der Gott, wie er uns in jenen Internatstagen vor Augen geführt wurde, war ein Wesen, dem ich nie in meinem Leben zu begegnen hoffte.

Ich sah auf die große Uhr an der Wand. Es waren erst ein paar Minuten vergangen, seit Joe mein Krankenzimmer verlassen hatte. *Erst ein paar Minuten!* Das kleine Licht über dem Waschbecken in meinem Zim-

mer verbreitete nur eben so viel Licht, dass dunkle Schatten entstanden – Schatten, die in meiner Vorstellung wie Alpträume aus der Vergangenheit erschienen. Bald drehe ich durch, dachte ich.

Angesichts meiner Einsamkeit raste mein Geist durch die dunklen Korridore meiner Erinnerung. Ich musste ihn unter Kontrolle bringen, um endlich Ruhe zu finden, oder die Nacht würde endlos werden. Ich versuchte, mich zu sammeln und mich mit glücklicheren Gedanken aus meiner Vergangenheit abzulenken.

Ein Lichtstrahl drang durch die Finsternis.

Die »Brainard Indian Training School« war ein Institut der Wesleyanischen Methodisten. Nie werde ich vergessen, wie ich das große Schild las, das über dem Schultor prangte: »Ohne Vision geht die Menschheit zugrunde«. Ich dachte natürlich, dass sich das Schild vor allem auf Indianer bezog, und nachdem es sich hier um eine Schule handelte, sollten wir hier wohl geschult werden, größeren Weitblick zu bekommen. Dieser Gedanke wurde wahrscheinlich durch andere Schilder verstärkt, die ich anderswo in der Stadt gesehen hatte, wie zum Beispiel: »Kein Zutritt für Indianer und Hunde«.

Meine Zeit an der Brainard-Schule sollte sich als besser erweisen als all meine früheren Schulerfahrungen. Es herrschte eine gemütlichere, weniger strenge Atmosphäre, und die Lehrer schienen Spaß daran zu

haben, mit uns Schülern zusammen zu sein. Ich erfuhr, dass es verschiedene Auffassungen von Gott gibt. Anstelle des zornigen Rachegottes, den ich von früher kannte, erzählte man mir hier von einem gnädigeren Gott, der sich freute, wenn wir glücklich waren. Bei unseren Gottesdiensten riefen die versammelten Gläubigen oft Amen und Halleluja, und ich brauchte etwas Zeit, um mich an deren spontane »Ausbrüche« zu gewöhnen. Wenn ich auch erkannte, dass es verschiedene Gottesauffassungen und Formen der Gottesverehrung gab, war ich – so denke ich – weiterhin überzeugt, dass Er mich strafen werde, wenn ich einmal sterben und vor Ihn treten würde.

Den Sommer über besuchte ich die Gottesdienste der Lutheraner und der Baptisten und gelegentlich auch diejenigen der Heilsarmee. Wo ich in die Kirche ging, schien weniger wichtig zu sein als die Tatsache, dass ich ging. Meine Neugier, mehr über Gott zu erfahren, wuchs mit zunehmender Reife, denn ich erkannte, dass Er in meinem Leben eine wichtige Rolle spielt. Ich wusste nur noch nicht so recht, was das für eine Rolle war oder wie sie sich für mich auswirken würde, wenn ich einmal erwachsen wäre. Ich wandte mich mit Gebeten an Ihn, um Antworten zu erhalten, doch Er schien mich nicht zu hören. Meine Worte schienen in den Wind gesprochen zu sein. Als ich elf Jahre alt war, nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte unsere Schulleiterin, ob sie wirklich

daran glaube, dass es einen Gott gäbe. Ich dachte, wenn es jemand wirklich *wissen* müsse, dann sei sie es. Doch anstatt meine Frage zu beantworten, gab sie mir eine Ohrfeige und fragte, wie ich es wagen könne, Seine Existenz in Frage zu stellen. Sie hieß mich, niederzuknien und um Vergebung zu beten, und das tat ich denn auch. Doch von jenem Augenblick an wusste ich, dass ich wegen mangelnden Glaubens zur Hölle fahren würde, denn ich hatte ja schließlich die Existenz Gottes in Frage gestellt. Ich war jetzt sicher, dass Er mir nie würde vergeben können.

Später in jenem Sommer zog ich zu meinem Vater zurück, und dort hatte ich eine Erfahrung, bei der ich vor Angst wie gelähmt war. Eines Nachts stand ich auf, schob die Vorhänge des Fensters neben meinem Bett zur Seite und betrachtete den Sternenhimmel und die vorbeiziehenden Wolken, so wie ich es seit meiner frühesten Kindheit immer gern getan hatte. Plötzlich schien mir aus einer Wolke heraus ein weißer Lichtstrahl in die Augen, und ich war starr vor Angst. Der Strahl bewegte sich hin und her, so als suche er nach uns, nach jemandem. Ich wusste, dass dies Jesus war, der zum zweiten Mal auf die Erde kam, und ich schrie aus vollem Halse. Ich hatte gelernt, dass er wie ein Dieb in der Nacht kommen, die Aufrechten mitnehmen und die Bösen verbrennen würde. Es dauerte Stunden, bis mich mein Vater beruhigen und mir glaubhaft machen konnte, dass ich nichts als ein Such-

licht gesehen hatte, das ein in der Stadt gastierender Zirkus zur Werbung nutzte. Ich hatte noch nie in meinem Leben ein Suchlicht gesehen. Ich zog den Vorhang zu, und für eine ganze Weile mochte ich den nächtlichen Sternenhimmel nicht mehr betrachten.

Meine Suche nach der wahren Natur Gottes ging weiter. Ich besuchte die Gottesdienste verschiedener Glaubensgemeinschaften und lernte weite Teile des Neuen Testaments auswendig. Ich gelangte schließlich zu der Überzeugung, dass beim Tode eines Menschen dessen Geist gemeinsam mit dem Körper im Grabe harren würde, bis Christus am Tag der Auferstehung kommen und die Aufrechten zu sich in den Himmel holen würde. Immer wieder befasste ich mich mit diesem Gedanken, und ich fürchtete mich vor dem Tod und der Finsternis, die ihm folgen würde.